

Einführung in das Schwerpunktthema „Öffentliche Räume“

**Riklef Rambow und
Nicola Moczek**

Die Wahl des Schwerpunktthemas für das vorliegende Heft verfolgt zwei Ziele: Einerseits geht es ganz konkret darum, psychologische Beiträge zur Beschreibung, Bewertung und Gestaltung öffentlicher Räume zu sammeln, andererseits soll am Beispiel dieses praxisnahen Themas auch exemplarisch der Frage nachgegangen werden, in welchem Verhältnis die Psychologie und die planenden Professionen derzeit stehen.

Sämtliche Beiträge in diesem Heft lassen schnell erkennen, dass eine psychologische Auseinandersetzung mit einem Phänomen wie dem öffentlichen Raum fast zwangsläufig auf multi-, inter- oder transdisziplinäre Zusammenarbeit angewiesen ist.

Der erste Beitrag von Malte Schophaus und Sylvia Kruse beschreibt Ausschnitte eines umfangreichen Forschungsprojekts, an dem mehrere Disziplinen beteiligt sind. Die primäre Fragestellung ist eine originär planerische: Wie können innerstädtische Brachflächen, die in vielen europäischen Städten u. a. durch Deindustrialisierungsprozesse in großem Umfang entstanden sind, durch sinnvolle Zwischennutzungen zum „Katalysator“ für Aneignungsprozesse und die Bildung stabiler sozialer Netze werden?

Schophaus und Kruse schreiben aus der Perspektive eines Psychologen und einer angehenden Umweltwissenschaftlerin, die in einem multidisziplinären Team daran arbeiten, neue Planungskonzepte zu entwickeln. Dementsprechend geht ihr Text nicht von originär psychologischen Fragestellungen aus, sondern schildert zunächst den Projektansatz und fragt im Anschluss daran, welche psychologischen Fragen sich im Rahmen der beschriebenen Thematik verbergen. Ihr Text macht implizit deutlich, dass (nicht nur) PsychologInnen, die in einem solchen Zusammenhang erfolgreich tätig sein wollen, zunächst gefordert sind, sich sehr ernsthaft auf die Perspektive der planenden Fächer einzulassen und sich umfangreiche Zusatzkenntnisse zu erwerben, die von den Inhalten der universitären psychologischen Ausbildung weit entfernt sind.

Der Beitrag von Renate Cervinka und Ernst Neudorfer hat auf den ersten Blick wenig mit öffentlichem Raum zu tun. Beschrieben wird die psychologische Evaluation einer technischen Maßnahme zur Kanalsanierung in einem Wiener Vorort. Aber, ohne dass der Begriff explizit genannt werden muss, wird beim Lesen schnell klar, dass hier eine Dimension des öffentlichen Raumes behandelt wird, die gleichermaßen wichtig ist, wie

oft vernachlässigt wird. Es geht um Belästigung durch Gerüche, auch in ihrem Zusammenspiel mit anderen Umweltstressoren wie Lärm und Luftverschmutzung. Das Erleben öffentlicher Räume entsteht in der komplexen Interaktion unterschiedlicher Sinnesmodalitäten und im Zusammenspiel mit dem je eigenen Handeln. Bei der Behandlung öffentlicher Räume im planerischen Diskurs steht allzu oft die visuelle Wahrnehmung, neben Handlungsmöglichkeiten und -beschränkungen, einseitig im Vordergrund, weil dies der Aspekt ist, der seitens Architektur und Städtebau unmittelbar gestaltet werden kann. Umso wichtiger ist weitere psychologische Forschung, die Wahrnehmung und Erleben multimodal konzipiert und auch Wechselwirkungen zwischen den Sinnesmodalitäten berücksichtigt. Der Beitrag von Cervinka und Neubauer macht deutlich, dass auch in diesem Bereich eine enge Zusammenarbeit mit anderen Professionen, in diesem Falle IngenieurInnen und StadttechnikerInnen, notwendig ist. Er zeigt aber auch, dass bei erfolgreicher Arbeit der Nutzen eines Einbezugs psychologischer Begleitforschung erkannt und gewürdigt wird.

Einen „Blick in die Praxis“ bieten Nicola Moczek, Riklef Rambow und Frank Goldhammer. Sie legen einen Bericht vor, in dem die Planung und Durchführung eines partizipativen Verfahrens detailliert beschrieben wird. Die AutorInnen bildeten dabei zwar ein Team mit einheitlich umweltpsychologischem Hintergrund, aber sie bewegen sich in einem Gebiet, das sonst überwiegend von anderen Professionen bearbeitet wird. Der Beitrag ist somit auch ein Plädoyer dafür, sich dem Thema „Partizipation in der Planung“ von psychologischer Seite aus stärker zu widmen. Beteiligungsverfahren sind komplexe soziale Prozesse, bei denen u.a. motivationspsychologische und sozialpsy-

chologische Fragen (Gruppenprozesse, Konfliktsituationen) eine Rolle spielen, die aber auch Bereiche der kognitiven und der pädagogischen Psychologie (Wissensvermittlung, Kommunikation) berühren. Insofern sind PsychologInnen aufgrund ihrer Ausbildung in vielfacher Hinsicht prädestiniert zur Durchführung, vor allem aber auch zur Erforschung partizipativer Verfahren. Und für anwendungsbezogene Forschung, die der Praxis dabei hilft, das richtige Verfahren für die jeweilige Fragestellung zu finden und die vorhandenen Verfahren fortzuentwickeln und zu optimieren, besteht in diesem Bereich ohne Zweifel großer Bedarf. Aber natürlich ist es auch hierbei notwendig, dass die handelnden PsychologInnen sich auf die anderen beteiligten Professionen (im vorliegenden Fall vor allem ein Landschaftsplaner und die Fachleute aus der städtischen Verwaltung) einlassen und Formen der Zusammenarbeit entwickeln, in denen sich die unterschiedlichen Kompetenzen optimal ergänzen. Bezogen auf das Thema Öffentliche Räume will der Artikel vor allem verdeutlichen, dass auch in einem solchen Bereich, in dem naturgemäß sehr viele verschiedene Interessen aufeinander prallen, der aber andererseits auch enorme Bedeutung für die städtische Identität hat, eine Beteiligung der NutzerInnen gegenüber einer reinen ExpertInnenplanung zu einer besseren, „nachhaltigeren“ Gestaltung führen kann. Es wird ein Verfahren vorgeschlagen, das unterschiedliche Interessengruppen zunächst unabhängig voneinander Gestaltungsvorschläge entwickeln lässt, bevor diese dann in einer einheitlichen Planung integriert werden.

Wie sieht es eigentlich mit der psychologischen Vorbildung von ArchitektInnen und StadtplanerInnen aus? In seinem Beitrag versucht Riklef Rambow zunächst eine Bestandsaufnahme des Status Quo und konsta-

tiert ein weitgehendes Fehlen psychologischer Ausbildungsinhalte. Im Anschluss daran beschreibt er die Rahmenbedingungen, die zu berücksichtigen sind, wenn der Psychologie in der Architekturausbildung mehr Raum verschafft werden soll. Er stellt ein interdisziplinäres Seminarkonzept vor, in dem am Beispiel des Öffentlichen Raumes unterschiedliche Perspektiven auf die räumliche Umwelt kontrastiert wurden. Das Fazit des Autors fällt verhalten positiv aus: Er hält eine stärkere Berücksichtigung psychologischer Inhalte in den Planungsstudiengängen für wünschenswert und realisierbar, aber er bemerkt auch, dass die Lehrenden, die diese Aufgabe übernehmen, darauf angewiesen sind, dass Themen der Umweltgestaltung wieder stärker zum Gegenstand aktueller Forschungsprogramme werden. Die Umweltpsychologie muss in der Lage sein, ihre Ansprüche darauf, in Gestaltungsprozesse einbezogen zu werden, durch attraktive „Angebote“ glaubhaft zu untermauern. Und gerade das Beispiel des Öffentlichen Raumes macht deutlich, dass hierbei nur sehr eingeschränkt auf ausländische Forschung zurückgegriffen werden kann. Das Verhalten und Erleben öffentlicher Räume ist u.a. abhängig von kulturellen Prägungen, von klimatischen Einflüssen, von Regeln des gesellschaftlichen Umgangs und vom Verhältnis zum historischen Erbe. Deshalb kann zwar der genaue Blick auf die Verhältnisse z. B. in den USA oder in südeuropäischen Ländern äußerst informativ sein, aber nichts wäre schädlicher, als das dort Beobachtete unmittelbar auf hiesige Verhältnisse übertragen zu wollen. Um etwas Sinnvolles über Öffentliche Räume in Deutschland zu erfahren, kommen auch UmweltpsychologInnen nicht umhin, eigene Forschung durchzuführen und stetig zu aktualisieren.

Die Auswirkungen solcher Einflüsse dürfen weder unter- noch überschätzt werden. Beides kommt im planerischen und gesellschaftswissenschaftlichen Diskurs über Öffentlichkeit und Öffentliche Räume aber nur allzu häufig vor. Darauf weist Klaus Selle im ersten Gastbeitrag dieses Heftes hin. Mit Klaus Selle äußert sich einer der profiliertesten deutschen Stadtplaner, der gerade auch zum Thema Öffentlicher Raum durch eigene Forschungsprojekte und zahlreiche Veröffentlichungen ausgewiesen ist. In seinem Beitrag artikuliert er ein Unbehagen darüber, dass durch ungenaue Begriffsverwendung und den Mangel an empirisch fundierten Aussagen viele stereotype und möglicherweise falsche Positionen im Diskurs über den öffentlichen Raum fortbestehen und großen Einfluss auf das Denken der praktisch tätigen PlanerInnen ausüben. Er benennt einige dieser Positionen und Themen und gibt dadurch auch eine gute Einführung in den aktuellen Stand der Diskussion zum Öffentlichen Raum. Seine abschließende Forderung nach konkreter empirischer Forschung kann durchaus auch als Aufforderung an die Psychologie verstanden werden, das konstatierte Vakuum zu füllen. Die Beschreibung des Diskussionsstandes bietet zahllose mögliche Fragen und „lose Enden“, an die eine solche Empirie anzukoppeln wäre. Neben fallstudienartigen Evaluationen konkreter Räume wie z. B. städtischer Plätze, die zur fundierten Dokumentation gestalterischer „best practice“ beitragen könnten, erscheint vor allem auch die psychologische Analyse der subjektiven Repräsentation von Öffentlichkeit und öffentlichen Räumen bei unterschiedlichen Gruppen und Bevölkerungsschichten sinnvoll. Selle veranschaulicht, dass PlanerInnen nicht selten Gefahr laufen, subjektiven Theorien vom Funktionieren des Öffentlichen anzuhängen, die zu individuellen Idealisierungen neigen und sich möglicherweise von

den Vorstellungen der „Beplanten“ stark unterscheiden. Mit den Methoden, welche die kognitive Psychologie zur Erfassung von Wissensstrukturen und subjektiven Theorien entwickelt hat, könnten Erkenntnisse gewonnen werden, die dem Diskurs eine andere Grundlage geben würden. Allerdings wäre dabei unbedingt darauf zu achten, dass unterschiedliche Bevölkerungsgruppen gleichermaßen zu Wort kommen, damit die „bildungsbürgerliche“ Schieflage, die das Denken über Öffentliche Räume häufig zu dominieren scheint, nicht noch empirisch perpetuiert wird.

Auf diese Schieflage weisen auch Wendelin Strubelt und Bernd Breuer im zweiten Gastbeitrag hin. Sie sprechen im Interview darüber, wie sich das Thema „Öffentlicher Raum“ aus der Perspektive des Bundesamtes für Bauwesen und Raumordnung (BBR) darstellt, einer Bundesbehörde, die Forschung in diesem Bereich konzipiert und beauftragt. Auch Strubelt und Breuer äußern Kritik am gängigen Diskussionsstand und sind skeptisch in Hinsicht auf Positionen, die einseitig auf „Verfallserscheinungen“ des öffentlichen Lebens fokussieren. Sie plädieren stattdessen dafür, die unleugbaren Veränderungen in der Nutzung öffentlicher Räume sehr genau zu untersuchen und auch ihre positiven Potenziale wahrzunehmen. Denn letztlich kann es bei dem gestalterischen Umgang mit diesen Veränderungen ja nur darum gehen, solche Potenziale zu stärken, ohne die Gefährdungen deshalb zu ignorieren. Strubelt und Breuer beschreiben anhand von Beispielen, wie das BBR seine Ressourcen nutzt, um im Zusammenspiel mit Forschung und Praxis die Diskussion voranzubringen.

Michael Vesper, Minister für Städtebau und Wohnen, Kultur und Sport schildert im dritten Gastbeitrag, wie das Land Nord-

rhein-Westfalen mit seinen öffentlichen Räumen umgeht. NRW hat frühzeitig erkannt, dass die Lebensqualität in den Städten in hohem Maße auch von gestalterischen Dimensionen abhängt. Qualitätvolle öffentliche Räume werden hier als Bedingung dafür gesehen, dass z. B. junge Familien in den Städten wohnen bleiben, anstatt dem Drang zum „Häuschen im Grünen“ nachzugeben. Dass Letzteres auf Grund seiner mittelbaren und unmittelbaren Folgen wie Bodenversiegelung oder erhöhtes Verkehrsaufkommen unter Gesichtspunkten einer nachhaltigen Entwicklung nicht wünschenswert ist, ist die Grundannahme dieses Programms. Ein zentraler Begriff dabei ist jener der „Baukultur“, der in der bundesweiten „Initiative Architektur und Baukultur“ ebenso auftaucht wie in dem nordrhein-westfälischen Programm zur Förderung der „StadtBauKultur“, von der Vesper berichtet. Diese Initiativen versuchen, die Qualität der gebauten Umwelt als kulturelles und soziales Thema wieder öffentlich sichtbar und zum Gegenstand breiter Diskussion zu machen. Bislang spielen umweltpsychologische Positionen dabei kaum eine Rolle.

Wir hoffen, dass es gelingt, durch die Beiträge dieses Heftes deutlich zu machen, welche Vielfalt an Anknüpfungspunkten es gibt, zu denen umweltpsychologische Forschung und Praxis in dieser wichtigen Diskussion beitragen kann. Wir hoffen auch, dass sich noch mehr UmweltpsychologInnen dadurch anregen lassen, die offenen Fragen zum Thema „Öffentlicher Raum“ anzugehen und durch qualitativ hochwertige empirische Forschung dazu beizutragen, dass die Umweltpsychologie bei der multidisziplinären Auseinandersetzung mit diesem Thema zu einer festen Größe wird.